

Düsseldorf, Montag den 17. August 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№. 33.

Bemerkungen

über die

Düsseldorfer Kunstausstellung

des Jahres 1835.

I.

Im Allgemeinen.

Das Anziehende des Gegenstandes, die Lebendigkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung, das ist es, was bei der romantischen Kunst ergötzt, während die Würde des Gegenstandes, der Ernst und die Simplität der Darstellung, uns bei der historischen erhebt. Diese zerfällt in die profane und biblisch geschichtliche, und gibt nicht das Schicksal des Individuums, sondern sie verewigt jene klassische Momente, welche entweder bei einem einzelnen Wolfe oder für die ganze Menschheit von Einfluß waren; sie erwähnt das Individuum nur da, wo es zur Erklärung nothwendig und selbst dann erfordert ist, daß der Held einen historischen Charakter besessen, oder dieser wenigstens so aufgefaßt werden kann. In Bendemanns trauernden Juden ist es ein historischer Gedanke, welcher als Charakteristik der ganzen traurigen Gefangenschaft gilt, während sein Jeremias die Schlussscene eines historischen Dramas ist. Die Romantif, der leichtsinnig dahinstürmende Waldbach, welcher bald seinen Wanderstab durch die Paradiese des Zauberlandes, bald durch die Einöde von Gott und Menschen verlassener Sandwüste setzt, hat, wie es scheint, hier ausgefungen, ihre reizenden Klänge verstummen wenigstens für jetzt; aber ernst und mächtig rauscht der Strom der Zeit und führt den Beschauer zu erhebenden Betrachtungen. Die romantische Richtung, wenn auch modern, ist dennoch nicht schwach oder krankhaft; sie hat einen innern poetischen Gehalt und eine historische, stillicte Außenseite. Dem bezaubernden Kuß der Liebe verdankt sie ihr Entstehen, und ihre Geschichte liegt in dem weiten Gebiet des Schicksals. Grazie und Farbenreiz schmücken ihre äußere Erscheinung. Sie nimmt ihre Bilder aus den Sagen und Geschichten aller Völker, in denen sich Liebe und Heldensinn verbinden, und aus jenen Epochen des Mittelalters, die, wenn auch in der Weltgeschichte ohne Einfluß, doch den einzelnen Helden oder Völkerstamm charakteristren. Schärfere noch trennen sich beide Richtungen in ihren Grundzwecken; diese ergötzt unser sinnliches Auge, unsere Phantasie, während jene einen ernsten moralischen Zweck zum Grunde hat. Der letztern entgegen steht die Genremalerei, die das volksthümliche Leben ihrer Zeit, mit allen seinen kleinen Eigenthümlichkeiten naiv oder komisch, um zu belustigen, auffaßt. Naturwahrheit und Charakteristik sind ihre Hauptschönheit. Witz und Humor die Würze, die sie schmackhaft macht. Selbst die Satyre verschmäht sie nicht. Noch mehr als diese huldigt die Portraitmalerei ihrer Zeit. Der Künstler ist zu bedauern, der von fremder Laune und von

fremdem Geschmack abhängt. Lebendige und wahre Auffassung, ungezwungene Anordnung und eine natürliche Farbe sind die Tugenden eines guten Portraits.

Die Kunst ist eine Welt und reizender noch und schöner als die wirkliche. — Mit unbegrenzter Heiterkeit schaut der Landschaftler von der Höhe in die sonnigen Thäler, sich selbst vergessend, weil er stannend beim Kampf der Elemente; in einsamer Wüste beschleicht ihn Melancholie und senkt sein Haupt gedankenvoll zur Erde. Menschliches Schicksal und menschliches Treiben betrachtet er nur als Staffage, gleich dem sorgensfreien Wanderer, der begeistert von der schönen Erde, das unbeachtet vorübergehen läßt, was sein Entzücken stören könnte; und so versetzt er uns in eine gewisse Stimmung, in der wir das Leben für schöner halten, als es ist; er wirkt auf unser Gemüth und doch spricht er keine Handlung aus, bei der wir unsern Verstand gebrauchen müssen, um sie erkennen. Die vegetirende Natur erzeugt und vernichtet ohne zu hassen noch zu lieben, daher kommt es, daß wohl keine Gattung der Malerei, so nothwendig wie die Landschaftsmalerei, Natur und Poesie verbinden muß, um ihren Zweck zu erreichen. Diese und die Genremalerei sind die heutige volksthümliche Kunst. Die Zahl dieser Künstler ist hier groß, doch ihre Bilder bieten wenig Verschiedenheit. Im Ganzen werden die entfernten Gegenstände zu deutlich gezeichnet und modellirt und dann die Vorgründe durch eine kräftige Farbe dem Auge so nahe wie möglich getrieben, wodurch eine gewisse Härte entsteht und optische Wirkung verhindert wird.

Das Leben der Thiere, die Eigenthümlichkeiten ihrer Gestalt, ihre Kraftäußerungen, sind würdige und der Darstellung fähige Gegenstände, d. h. wenn der Künstler sie uns auf eine poetische Weise vorführt. Blumen und Fruchtstücke u. dgl. ergötzen uns durch eine täuschende Natur und geschmackvolle Anordnung. Schöne Formen und Linien verleihen hier, wie überall, einen besondern Reiz.

II.

Ueber einzelne Bilder.

A. Historische.

Bendemann, Eduard, aus Berlin.

Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem.

Wie wir schon bemerkten, ist es die Schlussscene eines historischen Dramas. — Die kräftige großartige Gestalt des Propheten auf den Trümmern des gefallenen Jerusalems in tiefster Trauer zur Erde stierend, die ehemals sein Stolz, jetzt nur Zerstörung seines heiligen Jerusalems bietet, Zerstörung, die Elend, Jammer, Verzweiflung über sein Volk brachte und diesem gewaltigen Propheten die Klagen entlockte:

B. 8. Der Herr hat gedacht zu verderben die Mauern der Tochter Zion; er hat die Richtschnur darüber gezogen und seine Hand nicht abgewandt, bis er sie vertilget; die Zwinger stehen kläglich, und die Mauer liegt jämmerlich.

B. 9. Ihre Thore liegen tief in der Erde; er hat ihre Miegel zerbrochen und zu nichte gemacht. Ihre Ab-

nige und Fürsten sind unter den Heiden, da sie das Gesetz nicht üben können, und ihre Propheten kein Gesicht vom Herrn haben.

B. 10. Die Aeltesten der Tochter Zions liegen auf der Erde und sind stille, sie werfen Staub auf ihre Häupter und haben Säcke angezogen; die Jungfrauen von Jerusalem hängen ihre Häupter zur Erde.

B. 11. Ich habe schier meine Augen ausgeweinert, daß mir mein Leib davon wehe thut; meine Leber ist auf die Erde ausgeschüttet über dem Jammer der Tochter meines Volks, da die Säuglinge und Unmündige auf den Gassen in der Stadt verschmachteten.

B. 12. Da sie zu ihren Müttern sprachen: Wo ist Brod und Wein? Da sie auf den Gassen in der Stadt verschmachteten wie die tödtlich Verwundeten, und in den Armen ihrer Mütter den Geist aufgaben, wie es in seinem Trauergefang Kap. 2. heißt.

Links dem Beschauer sitzt eine alte Matrone zusammengekauert, das Haupt in den Schooß verbergend, gleichsam als vermöchte sie nicht zu schauen den Jammer ihres Geschlechts. — An diese schmiegt sich eine Jungfrau froh, suchend bei einer Mutter, die versunken in dem großen allgemeinen Elend, für persönliches, spezielles Leid kein Mitgefühl zeigt. Weiter rechts steigt ein junges Weib, ihr sterbendes Kind auf den Armen tragend, die Stufen hinauf; in ihrem Antlitz sowohl wie in ihrer ganzen Haltung spricht sich der Wahnsinn aus. Vor dieser liegt ein todt's Kind.

Rechts dem Beschauer sitzt ein junger schwer verwundeter Krieger; man sieht, seine letzte Stunde hat geschlagen und nur wenige Minuten noch, und das Schicksal seines Volkes, wogegen er vergebens gekämpft, liegt hinter ihm. Ein kleiner Knabe kniet vor ihm und schaut ihm ängstlich traurig in's Gesicht. Mehr im Hintergrunde tragen ein junges schönes Mädchen und ein Knabe die Leiche eines Greises; ganz im Hintergrunde das zertrümmerte hier und da noch rauchende Jerusalem.

Die Composition ist sehr geistreich und großartig, wenn die Figuren auch nicht aneinander gereiht sind, wie ein Ueberflüssiger in der Düsseldorf'ser Zeitung sich ausdrücken beliebte. Alles ist stilvoll gezeichnet und gemalt und der Ausdruck der Köpfe, so wie der ganzen Figuren, meisterhaft und individuell. Das einzige nach unserer Meinung Mangelhafte oder vielmehr Unvortheilhafte liegt in der Beleuchtung, wo wir mehr optische Wirkung wünschten; besonders störend scheint uns die wahnsinnige Frau zur Linken, welche wir lieber in Halblicht sähen, der Totaleindruck würde dadurch bedeutend erhöht worden seyn.

Clasen, Lorenz, aus Düsseldorf.

Die ersten Christen, Farbenstizze.

Der Künstler hat hier eine geheime Versammlung von Christen zu Anfang des Christenthums, während der Verfolgungen, dargestellt. Eine Felsengrotte dient zum Zufluchtsort, wo sie sich durch Lesen heiliger Schriften erbauen.

Von der Hauptfigur, einem ehrwürdigen Greise, vorlesend aus dem Buch aller Bücher, geht die Belebung über's ganze Bild aus; die Begeisterung des Jünglings, der sinnige Ausdruck und die innere Freudigkeit bei den weiblichen Figuren, der ernste, tief auffassende Sinn des kräftigen Mannes, dies sind die Hauptcharaktere des Bildes.

Ein sehr schwieriger Gegenstand, indem nur wenig äußerliche Motive anwendbar und dem Künstler nur ein bestimmter Ausdruck in den Köpfen und eine tief gefühlte zarte Bewegung der Gestalten bleibt. Wenn auch die Charaktere nur noch schwach angedeutet sind, was bei einer größern Darstellung sich gewiß verlieren wird, so ist das Ganze doch geistreich und originell aufgefaßt. Die Farbe zwar harmonisch, doch zu matt, welchen Vorwurf wir auch in Hinsicht auf Beleuchtung, Wirkung, machen müssen.

Daeger, Ernst, aus Hildesheim.

Madonna mit dem Kinde.

Ein kleines, überaus anmuthiges frommes Bildchen. Die heilige Mutter kniet in der Unschuld ihres Herzens vor dem schlafenden Christusknaben. Die einfache Ferne,

der heitere Himmel, die schlafende Unschuld und das fromme Gemüth der Betenden, alles so weit entfernt von Prunk und Eitelkeit, ist eine tief empfundene Harmonie einer reinen Seele. Weniger gefällt uns die Farbenstizze, Christi Erscheinung beim Weltgericht; solche Gegenstände müssen nach unserer Meinung großartiger aufgefaßt werden. Die Auferstehung Christi von demselben ist ein schon bekanntes Bild, welches schon im vorigen Jahre die hiesige Ausstellung schmückte.

Götting, J. P., aus Nachen.

Der heilige Franziskus.

Der Heilige kniet vor einem Kreuzifix, das ihm von einem Engel vorgehalten wird. Die Komposition ist gewöhnlich, der Engel nicht schön genug, die Farbe etwas zu matt.

Grablegung Christi.

Es sind dies erhabene Gegenstände aus der christlichen Geschichte, deren Darstellung eine großartige Auffassung und tiefe Empfindung erfordert; bei diesem letzten Bildchen, was vielleicht auch nur Farbenstizze seyn soll, vermiffen wir jene gänzlich; auffallend unglücklich in der Bewegung ist die im Vordergrund knieende, dem Beschauer den Rücken zuzehrende Figur, so wie die der Maria. Die Farbe ist schön und harmonisch.

Thle, aus Frankfurt a. M. in Cassel.

Die heilige Elisabeth.

Almosen austheilend, steht die Heilige umgeben von Armen, vor dem Thore ihrer Burg. Talent ist in diesem Bilde nicht zu verkennen; eine falsche Richtung, edle Charaktere gewöhnlich, und gewöhnliche widerlich darzustellen, läßt den Beschauer kalt. Einzelheiten in diesem Bilde sind recht schön.

Ittenbach, Friedrich, aus Königswinter.

Die ersten Jünger Jesu.

Wir hielten diese Stizze lange für denselben Gegenstand, den wir in dem schönen Bilde Schadow's ausgeführt fanden, als uns der Catalog überzeugte, daß sie die Stelle im Evang. Joh. K. 1. B. 38 bedente. Obgleich das Ganze hübsch gemalt ist, so finden wir doch, daß die Composition bei aller Verschiedenheit der Aufgabe nur eine Reminiscenz ist.

Köhler, Christian, aus Werben.

Die Findung Moses.

Mitleidig neigt sich die Tochter Pharaonis zu dem weinenden Knäblein, das nach der Mutter verlangend, seine Arme ausstreckt, und ihre Jungfrauen eilen herbei, und schauen mit Bewunderung auf den gefundenen Säugling. Links im Bilde, mehr im Hintergrunde, sieht man die Schwester des Ausgesetzten, ängstlich das Schicksal des Bruders erforschend. So einfach der Moment der Handlung ist, solch hohen Grad von Bedeutung erhält er durch die Folge der Geschichte. Die Composition ist großartig und gediegen, Zeichnung und Farbe sehr schön, die Behandlung frei und kräftig. Grazie und Schönheit der Formen werden selbst den entzücken, der mit dem Gegenstand unbekannt ist.

Lasinsky, Gustav, aus Koblenz.

Petri Befreiung aus dem Kerker.

Wie uns die Schrift sagt, geschah diese zur Nachtzeit durch den Engel des Herrn. Hier tritt Petrus furchtsam über die Schwelle in den Vorhof, wo die Hüter des Gefängnisses, rechts und links schlafend, gelagert sind. Der Engel macht mit der Hand eine Bewegung, welche zu sagen scheint: Fürchte Dich nicht, Alles ist ruhig. Es ist die Stizze zu einem größern Bilde. Die Komposition ist eigenthümlich; in der Zeichnung könnte manches feiner seyn, besonders die beiden Hauptfiguren. Die Beleuchtung geht vom Engel aus, und die Wahl der Farben verspricht eine natürliche Wirkung. Von demselben Künstler zwei Apostel, welche schöner gedacht als gemalt und gezeichnet sind. Das andere Bild, Tell's Tod, sahen wir schon auf der vorigen Ausstellung.

von Der, Theobald, aus Münsterland.

Tod der heiligen Elisabeth.

Raum ist der Tod der frommen Wohltäterin kumm geworden, und die Armen, die sie in ihrem Leben unterstützte, drängen sich in das Gemach der Verstorbenen,

trauernd und weinend wie um ihre Mutter. Mit vieler Wahrheit zeichnete der Künstler die verschiedenen Aeußerungen der Liebe, der Anhänglichkeit und der Betrübnis, die sich unter den Umstehenden, worunter sich auch ein Priester und eine Freundin der Verstorbenen findet, ausdrücken. Es ist ein reiches, schön komponirtes Bild, worin besonders die Köpfe von Fleiß und Geschicklichkeit zeugen.

Plüddemann, Hermann, aus Colberg.
Rolands Tod.

War schon auf der vorigjährigen Ausstellung.

Ketzel, Alfred, aus Aachen.

Bonifazius predigt den Sachsen das Christenthum.

Der kräftige, von der Wahrheit tief durchdrungene Geist des heiligen Bonifaz, ersten Apostels der Deutschen, sehen wir hier, wie er mit energischem Beginnen, die den Sachsen über alles heilige Gözeneiche fällt, das Reich des Heidenthums zerstörend, und das des Christenthums auf gereinigtem Boden zu pflanzen. Noch zeigt sich bei den Sachsen der Zorn über die ihnen frevelhaft scheinende That, doch des göttlichen Beistandes gewiß, predigt der Apostel die vom Herzen zum Herzen gehenden heiligen Worte und alte in Irthum ergraute, junge kräftige Krieger fallen auf die Knie und salben willenlos die Hände. Nur der Gözenpriester entfernt sich mit Zugrimm. Dem Apostel zur Seite stehen zwei seiner Jünger, der eine Gott dankend für den glücklichen Erfolg, der andere in frommer Betrachtung versunken. Großartige Composition, lebendige originelle Auffassung der Charaktere; natürliche Malerei; und nur die unruhige Haltung des Bildes, die theils in der Wahl der Farben, theils in dem Mangel an Totalwirkung ihren Grund findet, schwächt den Eindruck. (Fortf. f.)

Der alte Zietzen.

Aus der Schrift: „Bilder aus Berlin's Nächten“ von L. Schneider.

(Die Nacht vom 21. auf den 22. Juli 1756.)

Unmuthig schritt der Generalmajor Otto von Schwerin, ein Vetter des Feldmarschalls, im Zimmer auf und ab. Lange schon waren die Lichter bis über die Hälfte herunter gebrannt, und die leeren Rheinweinflaschen auf dem kleinen zweibeinigen Marmortische in der Ecke bewiesen, daß die beiden Generale, die sich im Zimmer befanden, das vertraute Gespräch schon lange geführt und noch immer sich nicht trennen konnten.

Schwerin, der seit dem Jahre 1748 den königlichen Dienst quittirt und als Landmann auf Dargebell bei Anclam gelebt hatte, war ein schöner, groß und regelmäßig gebauter Mann. Die sorgfältige Frisur jener Zeit umgab die freie offene Stirn. Das große herrliche Auge wurde von edlen Brauen beschattet, und jede Bewegung, jede Stellung zeigte den kühnen Krieger — den schönen Mann.

Der andere General war viel kleiner als Schwerin. Die hohen Schultern ließen fast keinen Raum für den Hals, und der einfach glatt gekämmte Schopf, der hinten bis beinahe auf den halben Rücken fiel, ließ das Gesicht offen, dessen stark aufgeworfene Lippen und Habichtsnase den mächtigen Schnurrbart einflimmten. Aber in den Augen lebte ein Feuer, ein Ausdruck, eine Willensstärke, die Jedermann unwillkürlich anzog. Der General trug die rotthe Husarenuniform des Regiments Zietzen und war — Zietzen selbst.

„Wenn ich nur wüßte, was der Alte von mir will? Da sitz' ich nun schon vier Tage in dem widerwärtigen Berlin, komme auf seinen ausdrücklichen Befehl hierher, und wollte Gott, es hätte sich schon ein Mensch um mich bekümmert.“

„Wir sind Beide nicht mehr Mode bei Hofe, lieber Schwerin! Es überrascht mich, daß Du Dich darüber so bekehrdest. Bei Tein, bei Katholisch-Hennerdsdorf und Hohenfriedberg, da kannte man uns und wußte uns zu finden, aber jetzt — jetzt ist das Alles anders.“ — Da bei seufzte Zietzen tief auf.

„Wenn der Alte übrigens denkt, er kriegt mich herum, so irrt er sich. — Er hat mich zu sehr beleidigt. — Unverdient so bitter gekränkt zu werden, das thut weh — aber ich habe mein Ehrenwort als Cavalier gegeben, nie wieder den Degen vor der Front meines Regiments zu ziehen.“

„Deines Regiments? — Du vergißt, Schwerin, daß Du den Dienst quittirt hast.“

„Nie werde ich das Regiment Auspach und Bayreuth Dragoner anders nennen, als mein Regiment. Ich kommandirte es bei Hohenfriedberg, wo es 67 Fahnen, 5 Kanonen und ein Paar Panken eroberte. Damals war ich mein lieber Oberst Schwerin hinten, mein lieber Oberst Schwerin vorne. Und das Regiment, mit dem ich einen solchen Coup ausgeführt, sollte ich anders als mein nennen? Nimmermehr!“

„Und doch hat der König vier Jahre nachher das Regiment ein besoffenes Regiment genannt und Dich in Gegenwart der ganzen Generalität geschuhriegelt wie einen Kammerlaquai.“

„Ja, das hat er, und mich hat er damit aus einem Dienst gebracht, der mein ganzes Leben war. Aber ich habe ihm geantwortet wie ein Edelmann. Der Teufel soll mich holen, wenn ich wieder den Degen vor der Front meines Regiments ziehe. Und ein Schwerin hält sein Wort.“

„Ich habe dem König kein solches Wort gegeben; aber seit dem letzten Manöver, zwischen Spandau und Pichelsdorf, wird mein Name auch nicht mehr bei Hofe genannt. Ich bin so gut wie aus der Rangliste gestrichen. Ich exerziere mein Regiment nicht mehr — ich trage das Tigerfell nicht mehr — ich nehme keine Rapporte von meinen Offizieren mehr an, und hoffe, Dich bald mal in Anclam besuchen zu können, wenn das so fort geht.“

„Sag' mir nur, um Gotteswillen! wie ist das aber mit Dir gekommen? Dein Regiment ist ein wahres Muster für die Armee und der König hielt doch immer große Stücke auf Dich.“

„Ja, wie das so zu kommen pflegt. — Die Sache schreibt sich eigentlich vom vorigen Jahre her. Ich war in Potsdam zur Tafel geladen, und da war der — der — nun, Du weißt schon, wen ich meine — ich spreche seinen Namen nie aus. Ich merkte, daß sie etwas mit mir vor hatten, denn bei Tafel brachten sie das Gespräch auf das Entwerfen von Dispositionen. Da schwagten sie Alle erschrecklich viel von strategischen Verhältnissen — von maskirtem *Deployment en echiquier* — und weiß der Teufel, von was für verfluchtem Zeug noch Alles! — Wie nun die Reihe an mich kam, und der Alte mich mit seinen Augen anlogzte, und dabei schnupfte daß es ihm immer in's Gemüthe fiel — da war ich kurz angebunden, und meinte: Hol' der Teufel alle Dispositionen! Wenn ich den Feind vor mir sehe, und bin nicht blind, daß ich das Terrain sehe, so mache ich meine Disposition auf der Stelle, und dann: „Vorwärts marsch!“ Das nahmen sie mir Alle gewaltig übel, und der Alte suchte die Achseln.“

„Federeufcher sind sie Alle, Maulhelden aus dem schreibenden Hauptquartier. Das sieht ihnen aber ähnlich, daß sie Dich in die Tinte reiten wollten. Aber das kann doch die Ursache nicht seyn, daß Du Dich nicht mehr um Dein Regiment bekümmerst? Was ist denn das für eine andere Geschichte, von der Du vorhin sprachst, da bei Spandau?“

„Das war so ein Stückchen von dem hergelaufenen Kerl, von dem Ungar, dem Radschützander. Der Kerl hat es einmal auf mein Regiment gemünzt, das er gern kommandiren möchte, und setzt dem Könige einen Floh über den andern in's Ohr! Wir hatten acht Tage Feldmanöver angesagt bekommen, und gleich am ersten Tage, wie ich mit meinem Regiment eine Attaque von der Stelle mache, krieg' ich meinen Hundeslohn. Der König sagte mir vor der ganzen Generalität: „Das ist ein loddriges Einbauen! Geh' Er mir aus den Augen, ich will Sein Regiment gar nicht mehr sehen! Verstehst Er mich?“

„Nun, und was antwortetest Du?“

„Nichts; ich steckte meinen Säbel ein, kommandirte

„Kehrt!“ und ritt mit meinem Regimente ruhig vom Manöver fort nach Berlin.“

„Das hast Du gewagt? Menschenkind, bist Du rasend? Und der König hat Dir nicht auf der Stelle den Säbel abgefordert und Dich kassirt?“

„Nein, er hat kein Wort gesagt. Das Manöver mußte geändert werden, und ich war ihm aus den Augen gegangen, damit er mein Regiment nicht mehr zu sehen brauchte.“

„Das nimm mir nicht übel, Zietzen, das war stark! — Aber recht und wie ein braver Soldat gehandelt, der da fühlt, was er ist und was er gethan hat. Na, ich wollte, ich könnte es dem Alten einmal so recht von der Leber weg und in den Bart hinein sagen, wie mir's um's Herz ist — er sollte sich wahrhaftig wundern.“

Da klopfte es an der Thür.

„Wer, zum Donnerwetter! stört uns denn heute noch in aller Nacht?“ — Die Thür öffnete sich und der König Friedrich II. trat ein.

„Bon soir, Messieurs.“

Wie versteinert standen Zietzen und Schwerin. Der Erstere war vom Sopha aufgesprungen, und stand in ehrerbietiger militärischer Haltung neben Schwerin, der sich den Rock zuknöpfte und dessen Augen den Boden suchten.

„Ich war bei Ihm, Schwerin — suchte Ihn in Seinem Hause; aber da sagte man mir, daß Er bei Seinem Freunde Zietzen wäre. Habe jetzt viel zu thun, und möchte nicht bis morgen warten; wollte Ihn nur sagen, daß Sein Regiment morgen Marschordre bekommt, und daß Er sich rasch nach Pasewalk macht, damit die Marschordre nicht früher in der Garnison ist, als der Chef.“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich habe nicht mehr die Ehre, in Allerhöchst Dero Diensten zu stehen.“

„Er kann sich auch wegen der Reisekosten bei meinem Militärintendanten melden. Kommt ein Bischofen unverschämte, die Marschordre, Herr Generalmajor, nicht wahr? Aber kann nichts dafür. — Da sind Frauensleute daran schuld. Die Pompadour hat nicht geruht, bis sie die Veränderung im Ministerium durchgesetzt, und meine gute Cousine von Oesterreich will mich nun, mit Hilfe der Franzosen, zu einem Marquis von Brandenburg machen, aber so haben wir nicht gewettet. Wir wollen sie bürgen, nicht wahr, Zietzen?“

Mit fester und sehr ernster Stimme erwiderte Zietzen: „Zu Befehl, Ew. Majestät! Ich werde aber diesmal nicht mit dabei seyn, denn meine Gesundheit ist durch die letzte Campagne zu sehr geschwächt, und da ich auch schwerlich im Stande seyn werde, die nöthigen Dispositionen vorher zu entwerfen, so bitte ich unterthänigst um meine Quiescenz.“

„Hör' Er 'mal, Zietzen, Er müßsch mit mir — sey Er stille — ich sage Ihm, Er müßsch! Er sollte sich was schämen, weiß Er das?! Seinen König um den Abschied zu bitten, wenn die Oesterreicher, Russen, Sachsen und Franzosen ihm auf den Pelz wollen.“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden —“

„Sey Er stille — wir reden nachher noch zusammen; jetzt will ich erst mit Schwerin da reden — der ist auch müßsch, und trägt mir es wahrscheinlich nach, daß ich ihm den pour le merite um den Hals gehängt habe.“

„Ew. Majestät — ich müßsche nicht — aber ich kann nicht ferner die Ehre haben, Ew. Majestät zu dienen, weil ich kein besoffenes Regiment kommandiren will.“

„Ist denn das so etwas Erschreckliches, besoffen zu seyn? Sag' Er 'mal, ist Er noch nie besoffen gewesen, Schwerin?“

„Zu Befehl, Ew. Majestät, schon öfter, als Fähnrich beim Regiment Schwendy.“

„Na, sieht Er wohl! — Und nun ziere Er sich nicht länger.“

„Aber, Ew. Majestät, ich habe mein Ehrenwort gegeben, meinen Degen nicht wieder vor der Front des Regiments zu ziehen, und ich bin Kavalier.“

„Wer verlangt denn von Ihm, daß Er den Degen

ziehen soll? Kommandire Er mit der Reitpeitsche! Wenn Er nur kommandirt, womit, ist mir sehr egal.“

„Ja, wenn Ew. Majestät so meinen?“

„Verstehtsich, meine ich es so. Wo ein Schwerin kommandirt, da brauche ich weiter keine Sorge zu haben. Na, also? — Geb' Er mir die Hand. Fege Er die Oesterreicher mit der Reitpeitsche vor sich her, desto besser! — Sein Regiment wird sich recht freuen, Ihn wieder zu sehen. Ist doch ein schönes Regiment — grüß' Er es von mir. Wenn Er morgen auf der Parade die Parole: Hohenfriedberg, hört, so denke Er nur daran, daß der König von Preußen Ihn eine Aufmerksamkeit erweisen will.“

Der König schwieg und setzte sich auf das Sopha, indem er mit dem Krückstock Figuren auf den Boden zeichnete. Schwerin stand mit ganz verklärtem Gesicht da, denn er war mit Leib und Seele Soldat. Oft genug hatte er seine Uebereilung schon bereut, und war ännig froh, trotz seines gegebenen Ehrenworts, wieder an die Spitze seines Regiments treten zu können. Zietzen aber stand schweigend da, und wartete, bis der König sprechen würde. Peinlich war die Stille für alle Anwesenden.

Endlich sprang der König auf, ging rasch auf Zietzen zu, faßte ihn am Kollet, und knöpfte, während dem er sprach, einen Knopf nach dem andern zu.

„Weiß Er denn schon, Zietzen, daß ich den Kerl, den Radyschtzander, heut Abend zum Teufel gejagt habe? — hat eine miserabele Conduite hier geführt, der Filou — bin aber hinter seine Schliche gekommen! — Jetzt ist er fort, und läßt sich hoffentlich nie wieder in meinen Staaten sehen.“

Ich gratulire, Ew. Majestät, daß Allerhöchstdieselben sich einen bösen Hoffschranzen und Speichellecker vom Halse geschafft haben. Wenig ehrliche Kavaliers hätten mit dem schlechten Kerl fort dienen können, wenn er es wirklich dahin gebracht hätte, ein Regiment zu erschleichen.“

Aber mit Seiner Conduite bin ich auch nur sparsam contentirt, Zietzen. Er ist ein Hitzkopf — Er kann Sein Maul nicht halten — man kann gar nicht gehörig mit Ihm einen Diskours führen — Er wird gleich grob. — Hätte Ihn gestern gern bei Tafel gehabt, wie die Rede auf die Affaire bei Moldau-Lein kam. — Da meinten die Andern — Ihr hättet viel fortune dabei gehabt — ich meinte aber, Ihr hättet ein großes mérite dabei gehabt, und bin davon so penetrirt, daß ich express komme, um Euch noch vor dem Ausbruche des neuen Krieges für die Siege des alten zu danken. Es ist freilich übel, wenn meine Husarenregimenter in der Campagne fragen: Wo ist denn unser Vater Zietzen? und ich ihnen antworte: Zietzen liegt zu Hause auf der faulen Haut, weil er seinem Freunde ein rasches Wort übel genommen, und mault mit der ganzen Armee. Schlimm, schlimm! Ich hatte mir das so gedacht: Er avancirt zum Generalleutnant, ich gebe Ihm so ein 20 Schwadronen und 10 Bataillone zur Avantgarde, da würde es denn schon gehen — die Oesterreicher kennen Ihn, und meine Cousine soll, wie ich höre, einen besondern Haß auf Ihn geworfen haben. Na, was meint Er? Wir kommen wieder in die Gegend von Moldau-Lein, da kann Er ja das Schlachtfeld wieder einmal besuchen, wo er sich so distinguir hat.“

Wie ganz anders war der Ausdruck in Zietzens Gesicht nach diesen, mit dem eigenthümlichen Ton Friedrichs II. gesprochenen Worten. Verwirrt und gerührt faßte der verdiente General des Königs Hand und wollte sie küssen, indem Thränen in seinem Auge standen, aber der König zog ihn hierauf zu sich, umarmte ihn herzlich, klopfte ihm dann die Backen und sagte:

„Schäme Er sich, Generalleutnant von Zietzen, Er hat ja die Augen voll Wasser! Na, morgen kommt Er zu mir, und Er auch Schwerin! — Jetzt aber Kinder, bon soir, ich muß nach Hause, weil ich mir den Duanz noch bestellt habe. Wir wollen noch ein neues Flötenduett mit einander blasen, und es ist schon spät — bon soir — bon soir!“